

# Pädagogische Strömungen seit Pestalozzi

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **1 (1959)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971836>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Pädagogische Strömungen seit Pestalozzi

VON MARTIN SCHMID

«Das Urbild, die Urvorstellung aller Vorstellungen ist der Mensch, der Gottes Ebenbild ist . . .»

«Die Idee des Menschen ist unsterblich: sie bleibt Wille in der Natur und Vorstellung in unserem Geiste . . .»

### 1.

Vor, ich weiß nicht wieviel, Jahren hat sich die «Neue Zürcher Zeitung» an prominente Leser mit der Frage gewandt, welches ihr bevorzugtes Buch sei. Die gescheite Maria Waser antwortete: «Der Sinn der Heiligen Schrift» der deutschen Schriftstellerin und Dichterin Ricarda Huch.» Aus diesem Werk, das ich selber sehr schätze, habe ich zwei Sätze ausgelesen und als Glockenruf meinen Betrachtungen vorangestellt. Sie geben das Grundthema einschränkend wie ausweitend und vertiefend an; denn nicht darum kann es sich handeln, wie das Schulwesen in dem versunkenen Zeitraum seit Pestalozzi ausgebaut wurde, wie Elternhaus und Schule aufeinander abgestimmt oder auch nicht abgestimmt wurden; nicht um Schulbetrieb geht es (auch nicht um Vollständigkeit nach irgendeiner Richtung), sondern um die geistigen Strömungen; darum geht es:

wie das Menschenbild erkannt und geformt wurde, wie es verwischte im Weltgebrauch, wie wir es suchen in neuer und verworrener Zeit.

Darum gehe ich auf Pestalozzi zurück. In ihm tritt dies Suchen und Ringen ergreifend zutage. Wer ist dieser Pestalozzi? Er ist der Lehrer der Lehrer, der ein halbes Jahrhundert nach einer besseren Unterrichtsmethode gegraben hat, ein Schriftsteller, Verfasser der ersten schweizerischen Bauernerzählung, ein Sozialreformer, ein Philosoph, ein Narr, zu gut für die erbarmungslose Welt, ein Prophet, dessen Leben immer wieder in Verkennung und Verlassenheit mündete. So lauten die verschiedenen Antworten, und jede dieser Antworten hat ein bißchen recht. Und der «Narr»? Dosto-

jewski ging am «Don Quichotte», als er über seinem großen Roman «Idiot» sich quälte, die Erkenntnis auf, daß er dem Leser den Heiligen nur nahebringen könne, wenn er ihm einen Zug der armen Lächerlichkeit gebe. So gehört auch dieser Kohlenstrich des Wunderlichen und Lächerlichen zur Größe Pestalozzis.

Man wundert sich zuerst, wenn man seinem äußeren Leben folgt, daß er sein von Not, Kampf, Niederlagen und Schmähungen gepeinigtes Leben ertrug, und entdeckt, wie ich meine, wenn man genau hinsieht, das Geheimnis. Er schreibt einmal seiner geliebten Anna Schultheß:

«Und in Absicht auf den Ehestand muß ich Ihnen sagen, meine Teure, daß ich die Pflichten gegen meine geliebte Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland untergeordnet halte und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Tränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mich mit denselben von der geraden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entstehen möge, abhalten möchte» (1767).

Hier sehen wir Pestalozzi für einen Wimperschlag lang auf den Grund seiner Seele; hier blitzt für Sekunden die verhaltene Lohe auf, die ihn in immer neuen Taten und Niederlagen, in Glück und Not, in Erhöhung und Erniedrigung, in Haß und Verfolgung gebrannt und geprägt hat. Es ist das Wissen um die Berufung, das Zeichen des Gezeichneten, das Mal des Schöpferischen, die Kraft, die ihn verpflichtet, treibt und trägt, die Sendung, um die er in begnadeten Stunden weiß.

Zeitgenossen berichten, daß kein Porträt Pestalozzis Antlitz auch nur einigermaßen wiedergebe, und der brave Ramsauer, Zögling Pestalozzis und sein Helfer während sechzehn Jahren, erzählt, Pestalozzi hätte im ersten

Augenblick ein zum Erbarmen häßliches Gesicht gehabt, braun, blatternnarbig und voller Runzeln. Aber wenn er zu sprechen anhub, ward sein Gesicht voll Geist und Leben. Die schöne und geschulte Jungfer Schultheß antwortete auf die Frage der Gespielinnen, warum sie einen so häßlichen Menschen heirate: «Er hat doch eine schöne Seele.» Aber sie erfuhr auch bald und immer wieder die Wahrheit jener Briefstelle und floh von seiner Seite, wenn sie seinen dunklen Dämon aus dem Nachtgewölk steigen sah.

Denn dieser Dämon schlug ihn mit Ratlosigkeit. Satte Zufriedenheit kannte er nie. Die Unruhe des zum Wirken Bestimmten (und Verurteilten) trieb ihn vorwärts. Er konnte durch die Gänge seiner Schulanstalten irren, saalaus, saalein, sich in den Kleidern aufs Bett werfen, fröhlich und niedergeschlagen sein in derselben Stunde. Wenn er so dahinschlankerte, die Strümpfe auf den Schuhen, stolperte wie ein Trunkener, die Arme verwarf wie ein Irrer, das unordentliche Halstuch kaute und vor sich hin murmelte, dann war er zum Erbarmen lächerlich. Don Quichotte der Humanität nannte ihn ein Zeitgenosse. Don Quichotte? Wir wissen, was er den russischen Erzähler lehrte. Die Erscheinung und Menschengestalt des Heiligen müsse durch einen Schein von Lächerlichkeit unsere Sympathie gewinnen.

Lächerlich, heilig und groß, eine seltsame Dreiheit für unsere bürgerliche Geborgenheit und Sattheit, anrühlich und unheimlich; wir brauchen Abstand, sie zu ertragen. Die Größe hätte Pestalozzi übrigens in die Hand Gottes zurückgelegt. «Es ist nicht mein Werk, es ist Gottes Werk», schreibt er an Stapfer, und solcher Ausrufe gäbe es die Fülle. Was legte er nicht in Gottes Hand? Im Herbst 1804 war er in der Nähe von Cossonay unter ein Fuhrwerk geraten, die trabenden Pferde hatten über ihn hinweggesetzt; aber er blieb unversehrt. Nicht wie durch ein Wunder, sondern wirklich durch ein Wunder! Als es aufstand, das 58jährige, gstabige Männlein, die Kleider zerrissen und beschmutzt, fragte es sich ruhig lächelnd: «Hab ich das getan?» und antwortete mit Dank und Überzeugung: «Nein, das habe nicht ich,

das hat Gott getan.» Man muß den ganzen Brief an die liebe Frau Oberherrin Franziska v. Hallwil und die liebe Frau Pestalozzi lesen: wie er den Glauben an sich selber wieder gewonnen, wie die entsetzliche Angst, er könnte erschöpft sein und kindisch werden, von ihm gewichen, wie er nun wieder gesund an Leib und Seele, voll Ruhe und Gelassenheit, voll Sonne und heiteren Glückes. «Der Einfluß dieser Ruh auf meinen Körper ist so groß, daß ich alles entbehren kann, was ich vorher in einer wahren oder geahnten Schwäche mir unentbehrlich glaubte. Ich hatte mich seit Stans an fast täglichen Kaffee, an eine Bouillon à la reine gewöhnt und fand mich täglich drei- bis viermal so öde, daß ich fast alle Mittag vor dem Essen in der Küche einen Teller Suppe suchte und im Tag oft drei- bis viermal ein Schlückli Kirschwasser mir notwendig glaubte. Jetzt bin ich so voll sicherer Empfindung ungeschwächter Kraft, daß ich das alles entbehre.» Gewiß, nun geht's ohne Bouillon à la reine, ohne Kaffee, ohne Kirsch; Hafersuppe tut's auch! Die verschüttete Kraftquelle sprudelt wieder; das Fähnlein der Hoffnung flattert wieder im Morgenwind klarer Zuversicht. Friede und Hosianna! Wirklich? So einfach und mühelos ist die Sache auch wieder nicht. Der Mensch lebt im Widerspruch.

Bei Pestalozzi ist der Widerspruch besonders groß und immer wieder wahrhaft erschreckend; denn nur wo innere Spannung ist, entzündet sich die Kraft. Er liebte und haßte, und er tat es leidenschaftlich; er lobte und tröstete; er schimpfte und donnerte. Er betete oft und inbrünstig, und er verzagte immer wieder. Er küßte, aber er schlug auch.

So war seine Rede: stoßweise, übersprudelnd, wie aus übervoller Wasserstube quellend. Und so ist sein geschriebenes Wort: voll edlen Pathos' des Predigers, wenn er das Volk aufruft, voll Verträumtheit, wenn er meditiert und dem Lied seines Herzens lauscht, voll Kraft, Klugheit, mit Bildern gesättigt, wenn er belehren will. Nicht umsonst ist ihm Anschauung alles.

Pestalozzi ist ja gar nicht der Wolkenstürmer, der für die Wirklichkeit kein Auge hat.

Wer hat sich damals in Helvetien mit der Frage des Veltlins beschäftigt wie er? Wer hat die Französische Revolution so in ihren Tiefen, Gefahren und Schrecknissen erkannt? Den Kartoffelanbau, die Hausindustrie empfohlen, damit man durchhalte in schwerer Zeit? Wer hat Gerichtsakten gewälzt, die Kindsmörderinnen zu entlasten, ganz abgesehen von aller Kleinarbeit und geduldigem Studium für eine wissenschaftlich und empirisch begründete Erziehungsmethode? Die großen Stationen seines Wirkens: Neuhof, Stans, Burgdorf, Münchenbuchsee, Yverdon sind keine Quichotteserien, sondern reale Unternehmungen voll Plan und Experiment, mit Kartons und Tabellen, mit Figuren, Täfelchen und dergleichen. Daß sie Gnadenorte wurden, spricht nicht dagegen und war Segen des Himmels.

Er erkannte die feinsten Züge seiner Zöglinge und deutete sie. Manchmal aber schaute er seine Lieblinge mit selbstvergessener, kindlicher Liebe an, wie er etwa Steine spielend am Seeufer aufblas und sich in ihrem seltsamen Glanz und den wunderlichen Formen staunend verlor.

Aber dann waren da wieder die heimlichen und verpflichtenden Stimmen und die mahnenden Träume, z. B. um die «Mitternachtsstunde der Christenfeier», und bittende Augen sahen ihn an: «Es ist noch nicht Abend für Dich; die Welt ist noch voll Leid und Not, das Vaterland voller Gebrechen.» Als er auf den Neuhof, ein alter, verbrauchter Mann, zurückkehrte, quälte ihn leise Reue, er hätte seine Aufgabe nicht erfüllt, sich auf Umwegen und Abwegen verirrt, die Waisen vernachlässigt, die Verkürzten geschmälert. Und dann hob ihn doch wieder der Stolz des Begnadeten, streifte ihn der blanke Flügel des Engels, und er entwarf in einem Augenblick voll bitteren Jammers und strahlender Glückseligkeit in einem jene berühmte Grabschrift, die sein Sendungsbewußtsein so ergreifend bestätigt:

«Auf seinem Grab wird eine Rose blühen, deren Anblick Augen weinen machen wird, die bei seinem Leiden trocken geblieben.» —

Sophie Möller-Rauchenstein aus Brugg, die bei Pestalozzis Tod elf Jahre alt war, erzählt:

«Oft hörte ich von Pestalozzi sprechen, aber immer als von einem, der im Kopfe nicht ganz recht ist. Da fragte ich meinen Vater über den sonderbaren Mann, und der sagte mir bestimmt: ‚Pestalozzi ist ein Narr!‘ Kurze Zeit darauf ging ich durch den dunklen Schulhausgang und sah ihn von weitem stehen. Aha, der Narr! dachte ich bei mir selbst und beeilte mich, schnell an ihm vorbeizukommen. Als ich aber ganz nahe bei ihm war, warf er mir einen Blick zu, so groß und liebevoll, daß ich ihn meiner Lebtag nicht vergessen werde. Seine Augen leuchteten ganz und verbreiteten einen hellen Schein im Gang. Er kam mir wie ein Engel vor.»

Er dachte sein Leben lang viel über Christus nach. War er nicht einer seiner Jünger? Verschenkte die Schnallen von den Schuhen, wenn die Hände leer waren.

«Ich las», schreibt Amiel am 29. Oktober 1874, «Pestalozzis Leben‘. Welch furchtbare Geschichte! Die Retter sind notwendigerweise Märtyrer. Nur der Schmerz zeugt neue Ideen.»

In der Tat wich Pestalozzi keiner Krise aus, machte immer wieder neue Krisen durch, packte immer wieder an in faustischem Drang, schrie immer wieder laut die Wahrheit in den Tag, die niemand zu sagen wagte: über den Staat, der unterhöhlt war, die Kirche, die nicht mehr Christi Botschaft vertrete, über die verlotterte Gesellschaft, die sehend in den Abgrund fahre. Er sah das Unglück, das Europa erschütterte, sah den Niedergang in Ferne und Nähe. Man muß sich vergegenwärtigen, welches Elend ihm in seiner engeren Heimat, wirklich vor der Haustüre in der Nachbarschaft, entgegentrat. Ein Grüpplein «gnädiger Herren», wohl auch edle, aber kurzsichtige Männer darunter, eine kleine Schar reicher Bürger, dagegen ein Übermaß an unmündigem, entrechtetem, verlottertem Volk, Bettelei, Roheit, Aberglauben, Korruption, mit einem Wort: Auflösung. Er sah sein Vaterland, wacklig in den Grundfesten, morsch im Gebälke, sah es auseinanderfallen, dann von fremden Bajonetten erobert und äußerlich zusammengefügt, sah es in Not und Schmach und litt seine Qual.

Und suchte in Qualen, in Glauben und Unglauben, in jahrelangem Ringen, durch Nachdenken, Forschen und Erfahrung das Menschenbild aufzurichten. Das muß hier noch gezeichnet sein.

Pestalozzi begriff die Geschichte als Entwicklungsweg des Menschen zur Freiheit. Die Natur, so sagt der reife Pestalozzi, vollendet den Menschen nur als Tier. Sein Menschentum ist ihm nicht gegeben, sondern als Aufgabe aufgegeben. «Göttliche Kräfte und göttliche Gnaden» sind da; aber der Mensch muß sie selber entfalten. Alle Erziehungskunst muß sich «an das reine, von keiner menschlichen Kunst abzündernde Naturstreben zur Entfaltung unserer Kräfte anschließen, von ihm ausgehen und in jedem seiner Vorschritte an ihm festhalten.» Erziehungsziel ist «die Menschlichkeit selber, das ist die Erhebung unserer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unseres tierischen Daseins zu dem Umgang der Segnungen, zu denen die Menschheit sich durch harmonische Bildung des Herzens, des Geistes und der Kunst zu erheben vermag».

Nützlichkeits erwägungen, Anwendbarkeit, praktische Erkenntnisse und Fähigkeiten sind notwendig, soll der Mensch im täglichen Leben bestehen und wirken. An sich aber haben sie wenig Bildungswert. Daß der Mensch edel, hilfreich und gut sei, nach sittlichen Normen handle, in Freiheit dem Gewissen folge, das ist Ziel aller Bildung. Oder ganz einfach: vergeistige alles Tun und Handeln, wie

der Künstler den Stoff zum Kunstwerk formt und erhebt, aus dem der göttliche Geist leuchtet. —

Nun wäre es freilich unrichtig und irreführend, zu behaupten, Pestalozzi sei der einzige, der die Not seiner Zeit erkannt und nach Abhilfe gesucht. Der Jüngling Pestalozzi hat sich ja an Rousseau entzündet. Das 18. Jahrhundert war ein Jahrhundert der Pädagogik. Ich erinnere an den Halleschen Schulstaat, in dem Martin Planta und Nesemann gelernt, an Dessau, Hamburg, Schnepfental, an Friedrich Eberhard v. Rochow, an die fürstlichen Kadettenschulen, die unserem Ulysses v. Salis-Marschlins ins Auge stachen, an das reiche katholische Schulwesen, an die Männer der Helvetischen Gesellschaft, an Pater Girard, an Fellenberg, des Aufzählens ist kein Ende. Und wer vergäbe Lessings chiliastische «Erziehung des Menschengeschlechts», Schillers «Briefe über ästhetische Erziehung», übersähe Goethes «Wilhelm Meister», in dem die ganze gesellschaftlich-ökonomische Entwicklung des 19. Jahrhunderts vorausgeahnt ist: die Industrialisierung der alten Kulturländer, die Herrschaft der Maschine, der Aufstieg der Arbeiterschaft, Klassenkonflikte, Demokratie, Sozialismus! Überall werden wir auf die Spuren dieses Jahrhunderts stoßen, wenn wir den pädagogischen Strömungen bis in unsere Zeit folgen. Aber Geduld, der Weg ist lang und manche Wegstrecke dürr.



EDGAR VITAL: DIE KÜNSTLERIN